

geneigt, ihren Wert gleich null zu achten. Das sind die Zeiten der Konflikte zwischen Pflicht und Wunsch, zwischen Sozial- und Individualbewußtsein. Das schönste Beispiel für solche Konflikte ist die Sage von Tristan und Isolde. Tristan und Isolde üben aufeinander unwiderstehliche Anziehung aus. Beide achten und ehren König Marke, den Gatten. Sie haben jedoch den Zaubertrank getrunken, und nichts kann fürder ihre gegenseitige Hörigkeit außer Kraft setzen. Der Zaubertrank bedeutet hier dasselbe, was Helena mit Venus bezeichnete. Während aber Helena als Frau einer primitiveren Gesellschaft auf ihr Abenteuer mit Vernunft, fast mit Lustigkeit zurückblickt, findet Isolde nur im Tode eine Zuflucht.

Hier entsteht der furchtbare, aber schöne Gedanke, daß der Tod die einzig wahre Vollendung einer Liebe ist. Sobald man eine völlige Vereinigung ersehnt, sobald man nicht nur den Körper, sondern Geist und Seele eines Wesens besitzen will, wird man zwangsläufig dazu getrieben, den Tod zu wünschen, da in ihm allein der Besitz von Dauer bleiben kann. Diese Form der Liebe — die echte romantische Liebe — ist in Gesellschaften wie der heutigen sehr selten; wir werden noch sehen, warum. Wenn sie jedoch existiert, so wird sie natürlich Ursache von Tragödien, da die Liebenden, die einen Augenblick in dem Gefühl eines restlosen und überirdischen Besitzes gelebt haben, einem solchen Augenblick Dauer zu verleihen wünschen. Die Eigenart aller menschlichen Dinge ist aber ihre Vergänglichkeit. Nur der Tod vermag ihnen Dauer zu verleihen oder wenigstens die Illusion der Dauer zu gewähren.

Bei anderen Paaren ist die Liebe nicht gegenseitig, und wieder erscheint der Tod als einzige Lösung, da nichts auf der Welt dem Mann oder der Frau ein Gefühl aufzuzwingen vermag. Das ist etwa der Fall der Dido in der Aeneis, die als das Epos einer fortgeschrittenen Zivilisation betrachtet werden darf wie die Ilias und Odyssee als die Epen einer halbprimitiven. Aus Griechenland gehören die Frauengestalten des Euripides hierher, die alle romantische Heldinnen sind, denen der reizende Leichtsinn Helenas verloren ging. Aus dem modernen England können in diesem Zusammenhange die Helden der Romane Maurice Barings genannt werden.

c) In einer Gesellschaft, in der Mann und Frau stets durch ihre Tätigkeit und die verschiedene Lebensführung der beiden Geschlechter getrennt sind, kann die ritterliche Liebe entstehen.

Ich will zwei Beispiele hierfür nennen: Der wahrhaft ritterliche Geist besteht in der grenzenlosen Aufopferung des Mannes für die Frau, in der Vergötterung der Frau. Ein derartiger Zustand kann sich schwerlich entwickeln, wenn Mann und Frau sich ständig gegenseitig vor Augen haben. Ich sage das ohne alle Satire. Tatsache ist, daß keine Frau der Welt, selbst die entzückendste, eine Göttin ist. Der Mann, der ständig mit ihr lebt, lernt, ebenso wie ihre Tugenden, auch ihre schwachen Stunden und ihre ungünstigen Tage kennen. Zudem stumpft ständiges Beisammensein die Gefühle ab. Das Gesicht, das ihm so schön erschienen war, kann er nicht recht mehr entdecken. Der Kindheitserinnerungen und Erzählungen, die ihm einst wundervoll vorkamen, ist er so müde, daß er sie am liebsten nicht mehr hören möchte.

Was wird dagegen aus der Frau, die man nicht sieht! Wie ist es leicht, sie auf die Entfernung jeden Tag in größerer Vollendung zu sehen. Die Dulcinea des Toboso war ein gewöhnliches und häßliches Bauernmädchen. Für Don Quichotte war sie die Herrin; für sie fühlte er sich zu allen Großtaten bereit. Das war nicht lächerlich, sondern einfach natürlich. Da er sie niemals sah, war sie für ihn so viel wert wie jede andere. Für den umherirrenden Ritter ist Irren Schicksal; seine Liebe verbraucht er nicht im täglichen Leben. Die Männer jener Zeit haben einen schönen Ausdruck geprägt: „Die Herrin des Herzens“, und in der Tat existierten die Frauen, die sie liebten, nur in ihren Herzen.

In gewissem Sinne ähnelt Amerika — in seinen Anfängen und bis auf einen Teil der jüngsten Generation auch noch heute — dem mittelalterlichen Rittertum in seiner